

Titel: Ich hab mein Herz und Sinn
Predigttext: BWV 92
Pfarrer: Gerson Raabe
Datum: München, den 5.2.2016



Predigt über BWV 92

Liebe Gemeinde,

groß angelegt, der Eingangschor der Kantate „Ich hab in Gottes Herz und Sinn“. Nach einem breiten h-moll Akkord des Continuumms entfalten die beiden Oboen mit den Streichern eine Art Wechselgesang. Ruhige fließende Sechzehntel, es wogt gewissermaßen hinüber und herüber, erhebt sich und legt sich wieder. Nach einer Weile intoniert der Sopran mit gleichmäßig bleibenden Noten die Melodie des Chorals, dem die Kantate verpflichtet ist, während Alt, Tenor und Bass die fließenden Bewegungen der Oboen und der Streicher imitieren.

Ich hab in Gottes Herz und Sinn
Mein Herz und Sinn ergeben,
Was böse scheint ist mein Gewinn
Der Tod selbst ist mein Leben.

Mit diesen Sätzen beginnt der zwölfstrophige Choral, den Paul Gerhard 1647 gedichtet hat. Bach hat seine vergleichsweise umfangreiche Kantate für den 3. Sonntag vor der Passionszeit komponiert. 1725 war für Bach eine Zeit, die man als so etwas wie einen Schaffensrausch bezeichnen kann. Der 40-jährige schrieb vom 1. Advent bis Karfreitag – also in nur vier Monaten - 16 Kantaten, darunter einige seiner ganz großen, und er überarbeitete zudem seine Johannespassion, die am Karfreitag aufgeführt wurde.

Neun einzelne Sätze enthält diese Kantate – und man weiß auf den ersten Blick nicht so recht was ihr für ein Sinn abzugewinnen ist. „Ich hab in Gottes Herz und Sinn / mein Herz und Sinn ergeben, / Was böse scheint ist mein Gewinn / Der Tod selbst ist mein Leben.“ Ist es der schlichte Glaube, dass man sich in das fügen soll, was Gott einem Menschen an Freud und Leid so schickt in einem Leben? Ist es dieser einfache Gedanke?

Warum aber bleibt im Eingangschor die Melodie im Sopran so seltsam isoliert? Das musikalische Geschehen um sie herum, das Auf und Ab, die

Steigerungen und das Verebben, lassen diese Melodie unberührt. Auch der Text lässt aufhorchen. Einerseits sind die Erläuterungen, die der Librettist in Paul Gerhards Strophen eingefügt hat echte Steilvorlagen für den Komponisten:

Schon in der zweiten Nummer das „Mit Prasseln und mit grausem Knallen die Berge und die Hügel fallen“. Dann in der Nummer drei dieses „Seht, seht! Wie reißt, wie bricht, wie fällt, was Gottes starker Arm nicht hält.“ Und schließlich in der Nummer sechs das „Brausen und Stürmen“. Wie gesagt: willkommene Steilvorlagen für die dramatisch-gestischen Gestaltung der Musik.

Andererseits werde ich den Eindruck nicht los, dass der Dichter mit seinen Einschüben fast schon verzweifelt betont, dass mögliche Einbrüche im Leben, dass Schläge des Schicksals einen letztlich niemals aus der Bahn werfen können, dass das Leben nicht verloren gehen kann.

In der Nummer zwei: „Mein Vater *muss* mich lieben“. Er *muss* einfach, weil ich anders verloren wäre. „Wenn er mich auch gleich wirft ins Meer“, so werde ich doch nicht ersaufen. „Und wenn Wellen sich auftürmen, um mich zu verschlingen“, so „will er mich nur üben“. Ja, alles Leid ist letztlich Zucker, ja Freude, darum Geduld, Geduld! „Zucht bringt Frucht!“ Das Kreuz wird zur Orientierung, ganz der bevorstehenden Passionszeit entsprechend.

Trotz meiner Zweifel überwiegt beim Komponisten wohl die Gewissheit, dass das Leben nicht verloren gehen kann, mögen die Einbrüche in dieses Leben und die Schicksalsschläge noch so hart sein. Besonders die Arie „Meinem Hirten bleib ich treu“ malt solche Zuversicht, solche Gewissheit.

Ich glaube, dass man dieser Musik abspüren kann, dass sich da einer in den Schicksalsschlägen seines Lebens getröstet wusste. So kann man auch die Melodie des Eingangschores hören: Unbeeindruckt von dem, was drum herum geschieht, mit großer Gewissheit: „Was böse scheint ist mir Gewinn / Der Tod selbst ist mein Leben.“

Und Bach wusste von was er da redete. Dass seine Schwester starb, als er ein Jahr alt war, wird er nicht unmittelbar mitbekommen haben. Doch als der junge Johann Sebastian neun ist, stirbt die Mutter und ein Jahr später, nachdem er gerade noch einmal geheiratet hatte, der Vater. Seine erste Ehefrau ist bereits begraben als er 35-jährig von einer Dienstreise zurückkehrt. 10 Kinder sind ihm gestorben.

Doch, Bach wusste von dem, was wir als Schicksalsschlag bezeichnen. Und Paul Gerhard übrigens auch. Man spürt das dem Text des Liedes und man spürt das der Musik ab. Aber ich finde, dass man der Musik und auch dem Text noch mehr abspüren kann. Ich nenne es einmal das Bangen darum, dass man doch in einen Abgrund fallen könnte, in dem einen niemand mehr hält. Könnte es sein, dass wir auch diese Angst heraushören können?

Man kann die isolierte Melodie des Eingangschores ja auch anders deuten: Einsam im Wogen des Geschehens. Beziehungslos. Das, was dort gesungen wird, hat mit dem übrigen schlicht und einfach nichts zu tun. Vielleicht müssen wir dies heute so hören, denn für unsere Tage gilt doch, dass uns der Weg zu einem Gottesglauben, wie ihn noch ein Gerhard oder ein Bach hatte, unwiederbringlich zerbrochen ist. Wir kommen nicht um die Frage herum, ob nicht in den letzten, sagen wir einmal, 100 bis 150 Jahren ein „Wandel im Gottesbild“ stattgefunden hat.

Hat sich nicht ein für viele von heute empfundener „Märchen-“ oder „Kindergott“ – wie dies der Theologe Emanuel Hirsch formulierte - erledigt? Kann diesem Gott nur folgen, wer sich aufspaltet in einen vernünftigen Menschen und jemanden, der noch einmal ein bisschen Kind sein will. Sorgfältig abgedichtet und eingesperrt in einem vor anderen peinlich versteckten Bereich unserer Intimsphäre: Es wäre doch so schön, wenn da dieses Du wäre, das mich liebt und trägt und hält.

In dem Kriegsdrama „Draußen vor der Tür“ sagt Beckmann zu Gott, der von Wolfgang Borchert als weinerlicher alter Mann entworfen wird: „Geh weg alter Mann. Du bist ein Märchenbuchliebergott. Wir brauchen dich nicht mehr! Du bist tot! Heute brauchen wir einen neuen, einen für unsere Angst und für unsere Not. Einen ganz neuen. Geh, alter Mann, sie haben dich in den Kirchen eingemauert, wir hören einander nicht mehr!“

Ist damit der Gott verschwunden, mit dem zwei, drei Generationen vor uns und natürlich Gerhard und Bach ganz selbstverständlich umgingen? Ist dieser Gott nicht mehr?

Ist er nicht mehr, weil wir Menschen den Weg aus selbstverschuldeter Unmündigkeit gegangen sind? Ist er nicht mehr, weil da Leid und Elend waren, die für einen „Kindergott“ zu viel waren? Ist er nicht mehr, weil wir - unspektakulärer als die Sache mit dem Leid - das Heft selbst in die Hand genommen haben? Ist er nicht mehr, weil wir begriffen haben, wie die Dinge letztlich zusammenhängen in dieser Welt und in unserem Leben?

Unser Problem ist mittlerweile eher nicht mehr das Problem von Wolfgang Borchert. Manchmal schon noch, gewiss. Etwa wenn große Katastrophen über Menschen hereinbrechen, ein Tsunami, ein Krieg, Terror oder Folter. Unser Problem ist eher, dass es unmerklich, unspektakulär still geworden ist in Sachen Religion. Nahezu unbemerkt haben sich die Dinge aufgelöst, verabschiedet, ihre Bedeutung und ihren Bezug verloren.

Ein bisschen, wie diese Choralmelodie im Eingangschor. Sie hat nichts mehr zu tun mit dem übrigen, mit dem Leben, mit dem, was um uns herum ist. Schön ist sie schon noch, diese Melodie „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit...“ Ja, ja, aber mit dem Leben hat das nichts mehr zu tun. Ein bisschen wie Dekoration, weil es doch dazugehört, und: schaden kann's auch nicht, oder?

Und wenn wir dann auf die Einbrüche und Abbrüche des Lebens schauen. Und wenn dann das Schicksal hereinbricht, im Großen und im Kleinen, dann kann man ziemlich ratlos dastehen mit seiner Religion.

Doch, liebe Gemeinde – ob Sie's glauben oder nicht: hier ist keineswegs das letzte Wort gesprochen. Es ist nämlich nicht so, dass diese unsere heutige Situation völlig neu oder einmalig ist. Seitdem es die Götterwelt gibt, ist sie entzaubert worden. Immer und immer wieder hat es Götterdämmerungen gegeben. Das ist nichts neues!

Lassen Sie uns den Blick auf eine Weggabelung werfen, bei der sich bereits vor vielen, vielen Jahren das Alte, Sterbende vom Neuen, Lebendigen schied. Diese Wende vom Tod zum Leben können wir – und das mag überraschen – ansehen, wenn wir auf den Mann aus Nazareth schauen. Auch ihm war die überkommene Weise des Gottesumgangs fremd geworden. Auch ihm versank der alte Gott im Nebel. Auch ihm erstarb, woran die Alten sich hielten und was ihnen selbstverständlich war. Und er fühlte sich in der Stunde des Abgrundes, des Todes, verlassen vom alten Gott.

Und doch wagte er sich in all seiner Verzweiflung in dieses Schweigen, in dieses Vakuum hinein, im Vertrauen darauf, dass sich das Leben doch neu entzünde, sich neu zeige, dass Leben neu gefunden werde, dass sich ihm der Gott zeige, der das Leben ist, der lebendige Gott.

Man könnte, wenn man möchte, auch sagen, dass damals das Vergehen der Gottheit, das Vergehen Gottes eine Befreiung war. Der Tod Gottes, der Tod des alten Gottes als die Befreiung Gottes in die Religion. Erst im Tod entzündet sich, erwächst und entbirgt sich das Leben. Auch in diesem

Jahr gehen wir in der Passionszeit auf dieses Geheimnis zu: Das Leben, dass aus dem Tod hervorgeht und so den Tod überwindet.

Und damit schließt sich der Kreis. Denn es war und es ist nichts anderes, was Bach in seiner Kantate zum Klingen und Schwingen bringen will: „Ich hab in Gottes Herz und Sinn / Mein Herz und Sinn ergeben, / Was böse scheint ist mein Gewinn / Der Tod selbst ist mein Leben.“

Auch wir kennen Momente friedvoller Gewissheit, wie sie die Arie besingt: „Meinem Hirten bleib ich treu!“ Auch wir kennen dieses Gefühl, dass es gut wird mit unserem Leben, so wie der Schlusschor deutlich macht. Mögen uns die Bilder, die vom Vater und die vom Hirten, abhanden gekommen sein. Es kann doch sein, dass im lebendigen Gefühl dieser Gewissheit gegenwärtig bleibt, was früher der Hirte hieß und was nach wie vor der ewig Lebendige ist, der lebendige Gott. Es kann doch sein, dass im Gefühl der Geborgenheit der Gott ist, den wir verloren glaubten. Amen.